

Claudia Brunner

Kassandras Karriere

Oder: Wie geht es der kritischen Friedensforschung an der Universität?

erschienen in:

Rebecca Gulowski/Michaela Zöhrer (Hg.) 2022: Forschungen für Frieden. Perspektiven sozialwissenschaftlicher Konfliktforschung, Baden-Baden: Nomos, 203-223

<https://www.nomos-shop.de/nomos/titel/forschungen-fuer-frieden-id-105261/>

nicht layoutierte Version vor Druck, originale Seitenzahlen eingefügt



Kassandras Karriere

Oder: Wie geht es kritischer (Friedens-)Forschung an der Universität?

Claudia Brunner

1. Alienation in the academia

In *Kassandras Dilemma – Oder: Was kann Friedens- und Konfliktforschung* (Brunner 2015) habe ich die Position der (kritischen) Friedensforschung¹ am Beispiel der ‚sehenden Königstochter‘ aus Christa Wolfs *Kassandra* (1983) diskutiert.² Eine für meine damaligen Überlegungen zentrale Textstelle bei Wolfs *Kassandra* lautet: „Wann Krieg beginnt, das kann man wissen, aber wann beginnt der Vorkrieg?“ (Wolf 1983: 76) Und weiter: „Falls es da Regeln gäbe, müsste man sie weitersagen. In Ton, in Stein eingegraben, überliefern“ (Wolf 1983: 76). Die streitbare Autorin erörtert am Beispiel der angesichts massiver Gewaltereignisse mit Herrschaft und Privilegierung ringenden Protagonistin, wie schwierig es ist, Kritik an dominanten Diskursen und Praktiken der Gewalt zu üben, sich dabei Gehör zu verschaffen und eine alternative, friedensorientierte Perspektive zu entwickeln. Bis heute können wir von Wolf und ihrer *Kassandra* lernen. In der schillernden literarischen Figur, die zugleich privilegiert und widerständig ist, verleiht die Autorin einer pazifistischen, herrschaftskritischen

1 Im vorliegenden Text verwende ich den Begriff Friedensforschung deutlich häufiger als jenen der Friedens- und Konfliktforschung. Je nach Positionierung kann Ersteres auch Zweiteres sein und umgekehrt. Die normative, wertegebundene Orientierung (Jaberg 2011) der Multi-Disziplin kommt meines Erachtens im Begriff Friedensforschung besser zum Ausdruck. Ich selbst verorte mich in der Tradition der Kritischen Friedensforschung, weshalb ich diesen Begriff häufig verwende.

2 Der Aufsatz *Kassandras Dilemma* entstand aus einem Vortrag, den ich anlässlich des feierlichen Starts in das Studienjahr 2014/2015 des vormaligen MA-Studiums Sozialwissenschaftliche Konfliktforschung an der Universität Augsburg halten durfte. Christoph Weller sowie engagierten Studierenden (Simon Oswald, Flora Lisa vom Hofe u.a.) und Mitarbeiter:innen (Michaela Zöhrer, Rebecca Gulowski, Charlotte Rungius, Nora Schröder, Elke Verlinden u.a.) am Lehrstuhl für Politikwissenschaft, Friedens- und Konfliktforschung verdanke ich bis heute viele inspirierende Begegnungen und produktive Kooperationen, für die ich mich herzlich bedanke!

und feministischen Position eine eindrucksvolle, von Stärke und Schwäche, von Klarheit und Verunsicherung gezeichnete Stimme. Deren Trägerin mag privilegiert sein – die Inhalte ihrer Botschaft jedoch bleiben und werden marginalisiert gegenüber dem hegemonialen Diskurs politischer, religiöser, sozialer und ökonomischer Eliten Trojas. Mit dieser Ambivalenz ringt Cassandra ein widerspenstiges Leben lang. Gerade deshalb möchte ich mit Wolfs literarischer Figur erneut über die relativ privilegierte und doch immer wieder vom Verschwinden, von Vereinnahmung und bisweilen von Verzweiflung bedrohte wissenschafts- und gesellschaftspolitische Position kritischer (Friedens-)Forschung nachdenken.

„Lasst Euch nicht von den Eigenen täuschen“ (Wolf 1983: 76) wusste schon Wolfs Cassandra, mit der ich danach frage, wie es der (kritischen) Friedensforschung in der Universität von heute geht – einer in Boaventura de Sousa Santos' (2014: 3) Sinne reaktionären Institution. Ins Zentrum meiner Frage nach Kassandras Erfahrungen zwischen Privileg und Widerspenstigkeit sowie nach ihren Handlungsmöglichkeiten gegenüber ‚den Eigenen‘ stelle ich dabei nicht die politischen Grenzziehungen des Sagbaren, mit denen kritische Forschung notwendigerweise konfrontiert ist. Auf den ersten Blick können diese durchaus als Grund für Kassandras Scheitern verstanden werden: Ihre kritischen Analysen und unbequemen Prophezeiungen konnten den Krieg nicht verhindern, und schließlich fiel sie ihm selbst zum Opfer. Vielmehr will ich mich hier den Alltäglichkeiten des institutionalisierten *doing academia* widmen, die erst auf den zweiten Blick als konstitutiv für jene politischen Grenzen des Sagbaren und des Gehörten erkennbar werden, mit denen Cassandra und mit denen kritische (Friedens-)Forschung zu ringen hat. Wer kritische Forschung innerhalb der Institution Universität betreibt, gewinnt so manche, auch unfreiwillige, Einsicht in die (Un-)Möglichkeiten dieser Position und zahlt dafür einen oft überhöhten Preis. Die Anstrengungen, derer es bedarf, um potenziell transformative Ideen in massiv beharrenden Institutionen voranzubringen, zu vermitteln oder auch zu verwerfen, bringen eine:n mitunter an die eigenen Grenzen – und stets an die der Institution und der Gesellschaft selbst. Nach gut 15 Jahren zunehmender Zugehörigkeit zum universitär-akademischen Feld (der Politikwissenschaft, der Friedensforschung und der Gender Studies) geht es mir nicht darum, meine eigenen Erfahrungen einer epistemisch wie politisch heterogenen und diversifizierten Forschungslandschaft zu verabsolutieren. Vielmehr denke ich ausgehend von meiner erst seit Kurzem institutionell abgesicherten Position in einer zunehmend prekarierten akademischen Arbeitswelt mit der erneut aufgegriffenen Figur von Wolfs Cassandra über Errungenschaften und Erschöpfungen kritischer (Friedens-)Forschung nach.

Was also ist in den letzten Jahren oder auch Jahrzehnten aus der (kritischen) Friedensforschung an unseren Universitäten geworden? Wie geht es ihren Protagonist:innen an diesem vorläufigen Höhepunkt einer mit großen Anstrengungen geleisteten und doch nicht wirklich befriedigenden, weil immer nur vorläufig erscheinenden Institutionalisierung, die ihrerseits den gewaltförmigen, Ungleichheit und Ausbeutung verschärfenden gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen nie genug entgegenzusetzen hat? Stagniert, wie ein Zeitgenosse Wolfs konstatiert, „Kassandras Persönlichkeitsentwicklung [...], weil in Troia – in einer Klassengesellschaft – keine Widerstandsbewegung existiert, die zur Revolution innerhalb der troianischen Verhältnisse aufrufen könnte“ (Messmann 1984: 64)? Verläuft sich die Friedensforschung auf ihrem Marsch durch die Institutionen, weil sie sich von den einstigen Wegbereiter:innen und Wegbegleiter:innen der Friedensbewegung – sei es in unmittelbarer Nachbarschaft oder im globalen Kontext – allzu weit entfernt, oder sie im Trubel des eigenen Tuns gar vergessen hat? Und hatte die kritische Friedensforschung, auf die ich mit Cassandra Bezug nehme, eine andere Wahl als jene der akademischen Professionalisierung in heute existierender Form, um dem Widerspruch gegen die Zumutungen von Gewalt- und Herrschaftsverhältnissen, gegen Krieg und Ausbeutung Gehör zu verschaffen? Vor allem aber ist zu fragen: Welche möglichen, unerwünschten Nebenwirkungen haben sich dabei zu chronischen (Un-)Möglichkeitenbedingungen kritischer (Friedens-)Forschung verstetigt?

Wie immer wir gerade diese Fragen beantworten: „Die Entfremdung wächst“, so Alfred Messmann (1984: 64), während der Untergang Trojas vorhersehbar gewesen sei. Ich meine damit insbesondere die Entfremdung von jenen, die Wolf ‚die Eigenen‘ nennt, und die ich hier als das soziale Umfeld innerhalb der Institution Universität verstehe. Auch an die Entfremdung von der Überzeugung über die Sinnhaftigkeit und Wirksamkeit des eigenen Tuns denke ich bei Messmanns Feststellung, und an die Entfremdung vom größeren gesellschaftspolitischen Umfeld, in dem dieses Tun wie auch seine (Un-)Möglichkeitenbedingungen verankert sind. Ich möchte in diesem Zusammenhang nicht, wie der Autor, fatalistisch von Untergang sprechen, doch von der Institution Universität aus unerschütterlich linear-modern und optimistisch in die Welt zu blicken erscheint mir angesichts gegenwärtiger multipler und globaler Krisen ebenso wenig angebracht. Damit ist ein Spannungsfeld notwendigerweise normativ orientierter kritischer Friedensforschung bereits aufgespannt: Sie will Macht, Gewalt und Herrschaft in Frage stellen und herausfordern, sie soll oder will zugleich Alternativen zum *Status quo* aufzeigen und befindet sich doch selbst inmitten des „epistemischen Territoriums der

Moderne“ (Vázquez 2011: 29), auf dem sich all die sozialen und politischen Widersprüche und Verwerfungen ereignen. Sich in dieser Situation entfremdet, überfordert und hilflos zu fühlen entspricht nicht gerade dem Idealbild des souveränen akademischen Subjekts, das es gerade innerhalb marginalisierter epistemischer Felder und gegenüber dem jeweiligen Mainstream besser etablierter und herrschaftsnäherer Disziplinen zu verkörpern gilt. Wenig überraschend steht das subjektive Erleben einer mehr oder weniger gelungenen (An-)Passung an oder Entfremdung von bestehende(n) Gegebenheiten in engem Zusammenhang mit dem Grad der politischen, sozialen und auch epistemischen Widerspenstigkeit, die wir als Friedensforscher:innen an den für Friedensarbeit relevanten Bildungs- und Forschungsinstitutionen einbringen. Und nicht zuletzt hängt das Maß möglicher Entfremdung, Anpassung und vor allem von Widerspruch auch davon ab, wie gesichert der Standort ist, von dem aus wir unsere Standpunkte artikulieren können.³

Jahrzehnte nach dem Beginn ihrer hartnäckig und geduldig vorangetriebenen institutionellen Verankerung im deutsch(sprachig)en Wissenschafts- und Universitätssystem ist die Friedens- und Konfliktforschung dort zwar einigermaßen etabliert und zumindest mittelfristig abgesichert, sie hat gewissermaßen eine bescheidene Karriere und sich einen wiedererkennbaren Namen gemacht. Die Selbstverständlichkeit und Gelassenheit historisch älterer, größerer oder mit den herrschenden Eliten kompatiblerer Disziplinen fehlt ihr freilich – und umso mehr ihren kritischen Teilen – bis heute. Damit fehlt ihr auch die oft beklagte politische und gesellschaftliche Wirkungsmacht. Vom Standpunkt hegemonialer Wissensproduktion aus betrachtet, mag dies ein Wettbewerbsnachteil sein. Diesen speziellen Entfremdungseffekt halte ich jedoch für einen potenziell positiven Faktor in Hinblick auf die Lebendigkeit, (Selbst-)Kritikfähigkeit und an sozialer Gerechtigkeit orientierte Normativität der von Sabine Jaberg (2011: 61) so zutreffend als „Dissenswissenschaft“ bezeichneten Friedensforschung. Diese Qualität des immer noch vergleichsweise jungen und heterogenen Fachs bedeutet zumindest relative Freiheit für den Widerspruch ebenso wie für die Widersprüchlichkeit. Beide verstehe ich als Herausforderung und als Ressource für die Kritikfähigkeit einer Disziplin,

3 An vielen Stellen in diesem Text spreche ich von einem ‚Wir‘, weil ich nach über zehn Jahren in der Friedens- und Konfliktforschung und im Austausch mit vielen Kolleg:innen, die in verwandten Feldern vergleichbar ernüchternde und erschöpfende Erfahrungen machen, davon ausgehe, dass sich viele Leser:innen in dieser Formulierung wiederfinden. Gleichwohl liegt mir fern, ein kollektives friedensforschendes Kollektivsubjekt zu unterstellen.

die sich zur Aufrechterhaltung dieser Qualität stets auch an der von ihr selbst mit vorangetriebenen Disziplinierung reiben muss. Darüber hinaus darf nicht vergessen werden, dass die in kritischen Forschungstraditionen notwendigerweise existierende und im besten Falle auch explizit gemachte Widersprüchlichkeit kein akademisches Defizit darstellt, sondern auf genau jenen Kontext globaler Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse verweist, den Friedens- und Konfliktforscher:innen besonders gut im Blick haben sollten.

2. *Outsiders within*

Die westliche Moderne spielt ihren kritischen Intellektuellen einen Streich, so Boaventura de Sousa Santos (2014) in seinem Buch *Epistemologies of the South – Justice against Epistemicide*. Zwar gewähre sie ihnen, wie er zynisch anmerkt, revolutionäre Gedanken zu entwickeln – doch müssten sie dies innerhalb des kapitalistischen Weltsystems notwendigerweise in reaktionären Institutionen tun (Santos 2014: 3). Auch auf Friedens- und Konfliktforscher:innen an den Universitäten und in anderen akademischen Einrichtungen trifft dies zu. Mal mehr, mal weniger sind wir uns der Chancen und Grenzen dieser ambivalenten Verortung bewusst. Mal mehr, mal weniger sind wir irritiert oder herausgefordert, wenn uns die Institution ihr Gewicht, ihre Schließungsmechanismen und ihren langen Atem spüren lässt. Mal mehr, mal weniger wundern und ärgern wir uns darüber. Denn in immer noch zumindest teilweise aufklärerischer Überzeugung vom eigenen Tun und Denken vergessen auch kritische Geister bisweilen, dass der Akademie im Allgemeinen und der Universität im Besonderen tatsächlich so manch reaktionäre Eigenschaft anhaftet. Revolutionäre oder auch nur konsequent herrschaftskritische Ideen und den tertiären Bildungssektor in einem Satz zu nennen ist im akademischen Alltag einer zunehmend kommodifizierten Universität ziemlich aus der Mode gekommen. Zugleich hat sich im vergangenen Jahrzehnt des *post-/de-/colonial turn* eine herrschafts- und selbstkritische sowie konfliktfreudige internationale Debatte rund um ein Programm der Dekolonisierung von Wissen(schaft) und Universität entwickelt. Getragen wird diese lebendige Bewegung von immer mehr feministischen, post- und dekolonialen Akademiker:innen, die immer weniger *weiß* und oft noch nicht in der Institution Universität etabliert sind, zumeist aber aus privilegierten Klassenverhältnissen sowie der akademischen *anglosphere* kommen und auf dem akademischen Arbeitsmarkt hoch mobil sind. Die euro- und androzentrische Selbstverständlichkeit epistemischer und (wissenschafts)politischer Deutungshoheit

wird dabei zunehmend herausgefordert, erweist sich jedoch als äußerst hartnäckig, weil über Jahrhunderte hinweg systemimmanent.

Schwarze Feminist:innen haben die ambivalente Verortung marginalisierter – epistemischer, politischer, wie auch sozialer – Positionen auf dem Feld der Wissenschaft bereits vor vier Jahrzehnten treffend als „outsiders within“ (Collins 1986) bezeichnet. Wer von einer solchen Position aus (wider)spricht, mag zwar inhaltlich marginalisiert sein, ist im erforderlichen Habitus jedoch ausreichend sozialisiert und damit trainiert und privilegiert genug, um die eigene Stimme zu erheben, potenziell gehört und im besten Fall auch verstanden und (an)erkannt zu werden. Solange man als Wissenschaftler:in mehr oder weniger revolutionäre Gedanken in einer nicht allzu widerspenstigen Weise artikuliert, die mit diesen Institutionen und ihren Protagonist:innen ausreichend kompatibel ist, werden die dafür notwendigen Freiräume im „Ambivalenzraum Universität“ (Lind/Pany 2016) durchaus gewährt. Oder aber sie lassen sich zumindest immer wieder erkämpfen, solange der dabei gepflogene affektive Stil den guten Geschmack akademisch üblicher „Mittelschichtskompetenzen“ (Adloff 2015: 76) nicht überschreitet. Aus institutioneller Sicht sind es nämlich genau diese Freiräume, die Innovation, die angebliche Leitwährung des wissenschaftlichen Fortschritts, erst ermöglichen. Darüber hinaus erlauben aus unterschiedlichen Gründen geduldete Nischen es selbst den reaktionärsten Institutionen, sich auf die viel gepriesene Freiheit von Forschung und Lehre und die damit einhergehende akademische Redefreiheit zu berufen, während beides tatsächlich zunehmend schrumpft. Jüngere wissenschafts- und universitätspolitische Entscheidungen – wie etwa das Wissenschaftszeitvertragsgesetz in Deutschland oder die Novelle zum österreichischen Universitätsgesetz – beschleunigen diese aus meiner Sicht ebenso dramatische wie erwartbare Entwicklung, denn sie belegen unzählige innovative und kritische Forscher:innen und engagierte Lehrende *de facto* mit Berufsverbot und zerstören mühsam etablierte Arbeitszusammenhänge in den Institutionen selbst.

Im Fall der Friedensforschung gilt die relative Freiheit der Kritik etwa nur, solange die diskursive Rahmung antagonistischer Konfliktpositionen, oder gar der eigenen, dem hegemonialen gesellschaftlichen und/oder politischen Konsens nicht zuwiderläuft. Noch weniger willkommen ist der *community* und deren *gatekeepers*, wenn gar die Genese und Funktionen dieses Konsenses und seiner Ausdrucksformen selbst – etwa als strukturelle oder epistemische Gewalt von Euro- und Androzentrismus oder als ‚akademischer Arm‘ des Imperialismus – zum Gegenstand gemacht werden. Das passt schlecht zum Hochglanzselbstbild der neoliberalen Universität, in der der vermeintlich faire Wettbewerb der

besten Köpfe und die aufwändig inszenierte Transparenz des *new public management* den Ton der wissenschaftlichen Wahrheit angeben (Spooner/McNinch 2018: xxiv).

Zur Frage nach den Möglichkeitsbedingungen und Verunmöglichungsfaktoren des Sprechens und Gehörtwerdens kritischer Friedensforschung und mit ihr verwandter Perspektiven zähle ich jedoch nicht nur diese letztlich auch im (geo-)politischen Kontext zu verortenden Faktoren. Im weiteren Verlauf meiner Überlegungen will ich vor allem die ebenso zahlreichen wie vermeintlich banalen Bruchlinien im sozialen Binnenraum thematisieren, an denen sich die kritische (Friedens-)Forschung im Verlauf ihrer bescheidenen Etablierung abgearbeitet hat – und dies immer noch tut. Zu diesen Bruchlinien zähle ich die Selbstverständlichkeiten des Habitus und der Arbeitsweisen, der Organisation und Kommunikation, der Genese und Distribution von Wissen, die Akademiker:innen in ihren mehr oder weniger beharrenden Institutionen täglich einüben, pflegen und verfeinern, während ihnen die Absurdität und Kontraproduktivität sowie die neoliberale Logik so mancher Entwicklungen der letzten Jahrzehnte immer stärker bewusst wird. Nicht selten manifestieren sich die dabei erlebten kognitiven, sozialen und emotionalen Dissonanzen auch in chronischen gesundheitlichen Beeinträchtigungen, über die als systemische Nebenwirkungen der in vielerlei Hinsicht zugleich privilegierten akademischen Sphäre zu sprechen jedoch kaum möglich ist. Wer schwächelt, lächelt oft immer noch auf dem akademischen Parkett, denn andere Artikulationsweisen sind dort wenig salonfähig. So manche:r zahlt einen beträchtlichen Preis für die eigene Karriere und für das Voranbringen eines marginalisierten Fachs, für die ambivalente Verortung in der reaktionären Institution, an die zugleich immer noch aufklärerische Hoffnung und Idealismus geknüpft wird, in die viele ihrer Angehörigen Energie und Lebenszeit investieren, um – wie Cassandra als Verkörperung kritischer Friedensforschung – das Sehen zu lernen, das (Wider)Sprechen zu üben, das Gehörtwerden selbst zu leben; vor allem aber, um die Fähigkeit zu Kritik, Analyse und Widerspruch auch an nachfolgende Generationen weiterzugeben, wie Wolf es in ihrem Text so eindrücklich formuliert. Im auf kritische (Friedens-)Forschung übertragenen Sinne ist Cassandra ihren Weg in die Institution Universität gegangen, um die Regeln des von der Autorin so genannten Vorkrieges zu erlernen (Wolf 1983: 76), worauf ich eingangs verwiesen habe. Um genau das zu tun, musste sie jedoch zugleich auch die Regeln dieser Institution selbst kennenlernen – und sie sich in ambivalenten Prozessen symbolischer Gewalt aneignen und einverleiben: ‚erkennen, anerkennen und verkennen‘ lautet die Zauberformel, nach der symbolische Gewalt als Mittel der Stabilisierung von Herrschaft funktioniert (Bourdieu 2001: 218; Brunner 2020: 190-193). Kein Wunder, dass

auch Cassandra bei diesem Unterfangen „in eine Identitätskrise, in eine Sinn-Krise“ gerät, wie Messmann (1984: 64) ohne direkten Bezug zur Universität, aber orientiert an der Funktion des gesamten Bildungssystems für nachhaltigen Frieden, schreibt: „Sie wird wahnsinnig“ (Messmann 1984: 64). So scheinen Kassandras Erfahrungen und Erleben des Scheiterns, der Unzulänglichkeit, des Wahnsinns und der Krankheit eine persönliche, individuelle, also auch vereinzelte Angelegenheit in einer vermeintlich nur von ihr selbst als dissonant und unzumutbar erlebten Normalität zu bleiben – und damit sogar funktional für die Aufrechterhaltung des *Status quo* zu sein.

3. Unease at the University

Gerald Lind (2016: 25) beschreibt die Universität „als einen Ort, der nicht zufällig mit einem Un- beginnt.“ Damit spielt er auf das zunehmende Unbehagen an, welches deren Mitglieder in immer schnelleren Zyklen erleben – und dem sie immer weniger entgegenzusetzen vermögen. Auch Cassandra, mit all ihren Gaben und Privilegien, kann sich im Laufe der Jahre nicht dem wachsenden Unbehagen entziehen, das ihre inzwischen ernüchterte und professionalisierte, aber immer noch unermüdliche Arbeit an der Weitergabe der Regeln durchzieht, anhand derer sie den Vorkrieg ausbuchstabieren will, um dem Krieg und seiner Akzeptanz Einhalt zu gebieten. Nach einem langen und mühsamen Weg angekommen in der erhofften und doch nur relativen Sicherheit der Institution, stößt auch kritische Friedensforschung zwischen allen Erfolgen und Wirksamkeiten an gläserne Decken, an Gummiwände und Betonmauern. Die Motivation und die Überzeugung, die kritische (Friedens-)Forscher:innen über viele Jahre hinweg angetrieben haben, weichen zunehmendem Unbehagen an den Möglichkeitsbedingungen kritischer Wissenschaft an sich:

Unbehagen mit der zunehmenden Kommodifizierung von Bildung und geistigem Eigentum, Unbehagen mit der sich verselbständigenden Gouvernamentalität der *corporate university*, Unbehagen mit der überbordenden Bürokratie in Forschung, Lehre und Verwaltung, für die kaum mehr jemand einen vernünftigen Arbeitsvertrag erhält, um die Komplexität dieser Anforderungen in nachhaltige und sinnvolle Organisationsabläufe zu überführen, Unbehagen mit der Quantifizierung und Metrifizierung von Wissen, Unbehagen mit der Prekarisierung von Arbeits- und Lebensverhältnissen, Unbehagen mit dem sich beschleunigenden Zeitregime und mit einer Arbeitsverdichtung, die vertiefte Reflexion und Analyse im Alltag verunmöglicht, Unbehagen mit der offensichtlichen Verschränkung

von symbolischem, kulturellem und ökonomischem Kapital, das leise und effizient inkludiert und exkludiert, Unbehagen mit der epistemischen Monokultur nach euroamerikanischem und naturwissenschaftlichen Modell, Unbehagen mit Anrufungen zur permanenten Selbstbeobachtung und Selbstvermarktung, Unbehagen mit der Aneignung von immer neuen digitalen Kompetenzen und Werkzeugen, um diese vielversprechenden und nervenaufreibenden Anrufungen erfüllen zu können, Unbehagen mit der Marktkonzentration im Verlagswesen und ihren Konsequenzen für unkonventionelle oder gar kooperative oder kollektive Publikationstätigkeit, Unbehagen mit der akademischen Arbeitsteilung und Prestigeallokation zwischen Verwaltung, Forschung und Lehre, Unbehagen mit der Normalisierung und Tabuisierung gesundheitlicher Langzeitschäden durch belastende Arbeitsbedingungen, auch unter jenen Privilegierten, die über eine der wenigen noch existierenden Festanstellungen verfügen, Unbehagen mit dem sich verselbständigenden Primat der Drittmittelfinanzierung und deren oft völlig disproportionaler und sinnentleerer Administration, Unbehagen mit der Anrufung einer anglophonen Wissenschaftskultur von *science to science* bei gleichzeitiger Entwertung akademischer Kollaboration mit regionaler Zivilgesellschaft und Öffentlichkeit, Unbehagen mit einem zunehmend entfremdenden Arbeitsalltag, dessen Realität immer weniger mit dem gemeinsam hat, was zugleich als Anforderung an akademische Exzellenz und Performanz beständig beschworen und eingefordert wird, Unbehagen mit einer oft äußerst bescheidenen Kommunikations- und Konfliktkultur innerhalb der eigenen Organisation, die sich zwar als eine lehrende verkauft, selten jedoch selbst als eine lernende versteht, Unbehagen mit nationalen und europäischen Bildungspolitiken, deren Umsetzung nicht mehr allzu viel mit jenen Idealen von Bildungsgerechtigkeit und Partizipation zu tun hat, die dabei gern beschworen werden, Unbehagen mit dem Mythos leistungs- und innovationssteigernden Wettbewerbs, Unbehagen mit privatwirtschaftlich generierten und im öffentlichen Bildungssektor implementierten Impact-Faktoren, Indizes und Benchmarks, Unbehagen mit der sich beschleunigenden Entdemokratisierung der universitären Selbstverwaltung, Unbehagen nicht zuletzt mit der Normalisierung und Naturalisierung all jener Funktionsmechanismen, die wir als Wissenschaftler:innen habitualisiert und internalisiert haben, um die erarbeiteten und erkämpften Freiräume für selbstbestimmte Forschung, Lehre und die damit einhergehende Möglichkeit, sich auch in der Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen, so lange und so gut wie möglich zu erhalten.

„[A]n sich ist das natürlich kein Zustand“, kann man mit Christina von Braun (2010: 155) sagen, die die sich abzeichnende Entfremdung und nicht nur körperliche, sondern auch

kognitive, mentale und emotionale Erschöpfung unter Mitarbeiter:innen der Universität bereits vor über zehn Jahren in einem Interview zu den europaweiten Studierendenprotesten *Uni brennt* auf den Punkt gebracht hat.⁴ Dieser Zustand ist mehr als nur Unbehagen. Gerald Lind (2016: 23) spricht von einer „unglücklichen Liebesbeziehung“, die viele originelle Denker:innen zur universitär betriebenen Wissenschaft hätten. Diese Rahmung romantisiert ein zutiefst ambivalentes Verhältnis und wird den systemischen Gründen für Unbehagen, Erschöpfung und Resignation nicht gerecht. Im Falle kritischer (Friedens-)Forschung geht es nicht um eine individuell gerahmte libidinös-androzentrische Satisfaktion über Titel und Ehren, an die Lind in androzentrischem *common sense* denkt, wenn er sich auf entsprechende Passagen bei Paul Feyerabend, Walter Benjamin oder Sigmund Freud bezieht. Das Unbehagen kritischer Friedensforschung an und mit der Institution Universität kann kein rein persönliches sein, wenn sie Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne als miteinander verschränkt versteht, als epistemische Gewalt, die kein Binnenphänomen einer spezifischen Institution ist, sondern konstitutiv für genau jene globalen Ungleichheits- und Gewaltverhältnisse, mit denen sich Friedens- und Konfliktforschung beschäftigt (Brunner 2020: 274). Nicht zuletzt ist der Begriff des Unbehagens ein Hilfsausdruck für all die emotionalen Zustände, die Angehörige der Institution Universität durchleben, solange sie noch nicht vollständig in die innere Emigration verschwunden sind, die jedoch nur für deren privilegierteste, weil ökonomisch abgesicherte, Mitglieder einen gangbaren Weg darstellt. Unbehagen, Verzweiflung, Resignation und das Gefühl des Verrücktwerdens beim Entlangschrammen an den gläsernen Decken, Gummiwänden und Betonmauern der Institution sind als persönlich erlebte Zustände zugleich zutiefst politische – und umgekehrt. Diese von Feminist:innen seit Jahrzehnten konstatierte politische Dimension persönlicher Erfahrung und psychisch-physischen Erlebens in Abrede zu stellen, zugunsten einer mythisch umrankten individualistischen und bürgerlichen Idealvorstellung individueller akademischer Karriereplanung am Modell des männlichen, vollerwerbstätigen und autonomen Genies, sollten kritische Angehörige der Institution Universität dringend aufhören zu tun. Es ist an der Zeit, die Orientierungslosigkeit und Krise des tertiären Bildungssektors

⁴ Siehe dazu den gleichnamigen Dokumentationsfilm, weiterführende Information auf <https://filminstitut.at/filme/unibrennt> [07.05.2021] oder den ausführlichen Eintrag auf Wikipedia https://de.wikipedia.org/wiki/Studentenproteste_in_%C3%96sterreich_2009/2010#cite_note-76 [07.05.2021] sowie den ebenfalls unter dem Titel *Uni brennt* veröffentlichten Sammelband (Heissenberger et al. 2010).

als Teil der multiplen Krise zu verstehen, in der sich die Welt insgesamt befindet.

4. From resilience to resistance

Die innere Emigration mag ein kurzfristig notwendiger Schutzmechanismus für wenige sein – die Universität oder gar die Welt zum Besseren verändern wird sie nicht. Letztere können Akademiker:innen zwar analysieren, in der Hoffnung, ihrer darüber ein wenig habhaft zu werden. Doch, zumal wir Teil des Problems sind, werden wir uns dieser Krise nicht langfristig durch Rückzug auf die eigenen Privilegien und die Kultivierung individueller Resilienz entziehen können. Wie Christoph Weller, Elke Schneider und Charlotte Rungius (2018: 39) feststellen, „scheint das Konzept der Resilienz Halt und Hoffnung darauf zu versprechen, dass durch eine Resilienzsteigerung Kontrolle (zurück-)erlangt oder zumindest die Krise weitgehend unbeschadet durchlebt werden könnte.“ Dies ist wohl keine nachhaltige Strategie des Widerstands gegen die Zumutungen der Gegenwart. Anstatt uns Resilienz als Allheilmittel einreden zu lassen, gilt es, mehr Resistenz und Renitenz zu entwickeln – und auch zu leben. Wir müssen aufhören, die Effekte der oben geschilderten Zumutungen als individuelle Befindlichkeit jenseits gesellschaftlicher und politischer Ordnung zu verstehen, der wir mit Resilienztraining begegnen könnten. Auch im privilegierten Binnenraum der akademischen Welt und des tertiären Bildungssektors innerhalb einer der wohlhabendsten Regionen der Erde manifestieren sich die Ausbeutungs- und Normalisierungsstrukturen des globalen Kapitalismus der kolonialen Moderne, und die lassen sich nicht unbegrenzt ertragen, ohne größeren Schaden anzurichten – nicht nur bei den Menschen, sondern auch in der Institution Universität selbst, und damit in der Gesellschaft insgesamt.

In der distinguierten akademischen Sphäre der Wissenschaften werden die Mechanismen der neoliberalen Normalisierung ausbeuterischer Arbeitsgesetzgebung und der ihr zuarbeitenden Bildungsreformen ausdifferenziert und mit symbolischem Wert ausgestattet, den anzueignen und zu verkörpern sich bezahlt machen soll. „(Hochschul-)Bildung“, so Karin Schönplflug (2010: 37), „fungiert gleichsam als Instrumentarium zur potenziellen Verwirklichung sozioökonomischer und politischer *Leitkulturen*. Bildung, insbesondere Hochschulbildung, ist Ergebnis aber auch unerlässliche Basis zur Humankapitalproduktion der jeweilig gültigen ökonomischen Visionen und deren Wirtschaftspolitiken“ (Hervorh. im Orig.). Erich Ribolits (2010: 53) spitzt diesen Gedanken in der Formulierung zu,

dass der philosophisch-emanzipatorische Bildungsbegriff im Zuge der letzten 150 Jahre „zum schöngeistigen Überbau des Bildungswesens degradiert“ worden sei. An die Stelle eines Zusammenhangs von Bildung und Revolution, so der Autor, sei in der heute totalitären Wettbewerbsgesellschaft der Zusammenhang von entfremdetem Wissen und Reform getreten (Ribolits 2010: 56). Letztere scheint in immer schnellerem Tempo zum Geschäftsmodell und Habitus des institutionalisierten lebenslangen Lernens zu werden, ohne dass dabei noch Substantielles oder Nachhaltiges im Sinne emanzipatorischer oder gar befreiender Bildung zu lernen wäre. Wenn wir den tertiären Bildungsbereich mit Karin Schönflug (2010) und Erich Ribolits (2010) als Ort der Humankapitalproduktion und damit als integralen Bestandteil des globalen Kapitalismus begreifen, wird offensichtlich, wie ambivalent, im soeben genannten Sinne einer unauflösbaren Widersprüchlichkeit, auch das Unterfangen kritischer Friedensforschung notwendigerweise ist. Zugleich ist es deren Aufgabe, auch diesen Zustand zu analysieren und dessen Reflexion in ihr eigenes Selbstverständnis zu (re-)integrieren, während sie zugleich Macht-, Gewalt- und Herrschaftsverhältnisse im global verflochtenen Kontext zu verstehen und zu erklären hat.

Wen wundert dann noch Kassandras Unbehagen, Erschöpfung und Verzweiflung, die weit mehr ist als die von Messmann (1984) ins Treffen geführte Stagnation einer von ihrem sozialen Kontext abgeschnittenen Persönlichkeitsentwicklung? Ist nicht vielmehr der systemimmanente Widerspruch, revolutionäre Ideen innerhalb einer tendenziell reaktionären Institution hervorbringen und über diese hinaus auch noch vermitteln zu wollen, der Nährboden für Unbehagen und Erschöpfung – oder aber, zu deren Prävention, für (An-)Passung und Resilienz? Damit werden die Grenzen des vermeintlich revolutionären oder auch nur transformativen oder reformerischen Raumes, den kritische Friedensforschung in der im Sinne Santos' (2014) reaktionären Institution Universität einnehmen kann, deutlich erkennbar. Inanna Hamati-Ataya (2016: 333) erinnert daran, dass die globale soziale Position der Universität und ihre Verstrickung mit der Reproduktion politischer und sozialer Ordnung intrinsisch ambivalent sind. Am Beispiel der Disziplin der Internationale Beziehungen, mit der jene der Friedensforschung mehr oder weniger eng verwandt ist, zeigt sie, wie sehr der Reflexions- und Kritikraum Universität gerade auch über das vermeintlich emanzipatorische Handlungsfeld universitärer Lehre an der Reproduktion hegemonialer Denk- und Handlungsmuster beteiligt ist. Darüber hinaus, so die Autorin, schränkt die Institution die gesellschaftspolitisch relevanten Entfaltungsmöglichkeiten kritischer Sozialwissenschaften immer dann wieder ein, wenn sie sich in ihrer Kritik an Herrschaftsordnungen und deren Funktionsmechanismen als allzu wirksam erweisen (Hamati-Ataya 2016: 337).

Im Sinne gesellschaftlicher und politischer Relevanz tatsächlich erfolgreiche herrschaftskritische (Friedens-)Forschung und eine daran orientierte Transformation des Bildungswesens sind also ein vorprogrammiertes Paradoxon. Die damit einhergehenden (Un-)Möglichkeitenbedingungen kritischer Wissenschaft und Bildung im Kontext eines liberalisierten globalen (Wissens-)Marktes zu ignorieren ist ebenso wenig zielführend, wie sie als deterministisch zu verabsolutieren. Im ersten Fall, der Ignoranz, rennen wir wiederholt gegen Gummiwände an, oder wir wundern und ärgern uns, wenn wir an gläserne Decken stoßen. In zweitem, der Verabsolutierung, betonieren wir allerdings auch selbst jene Mauern mit, die zu überwinden oder gar zu durchbrechen dann nicht einmal mehr theoretisch diskutiert wird.

5. Affective ambivalences

Dass das für manche ihrer Angehörigen relativ privilegierte Leben an der Universität in deren neoliberaler Gegenwart nicht nur individuell verschwiegenes psychosoziales Leiden hervorbringt, sondern durch kollektive Erschöpfung, Resignation und professionelle Abwanderung die Institution selbst schwächt und aushöhlt, stellt auch Rosalind Gill (2018) fest. Mit Arlie Russell Hochschild kommt sie daher zu dem Schluss, dass es dringend notwendig sei, auch mit den Gefühlsregeln der Universität zu brechen (zit. nach Gill 2018: 195). Die meisten ihrer Angehörigen eignen sich diese Regeln im Laufe eines akademischen Berufslebens an, wenn sie sie nicht schon aus vorheriger bildungsbürgerlicher Sozialisation mitbringen. Der von Pierre Bourdieu und Loïc Wacquant (1996) geforderten Herbeiführung und Verstärkung von epistemischen Brüchen sind demzufolge auch affektive – und einige andere – Brüche hinzuzufügen, während man sich selbst weiter im bestehenden und bisweilen belastenden System akademischer Wissensarbeit bewegt, um die bei Wolf (1983: 76) so eindrücklich formulierte Agenda Kassandras weiterzuführen: Die Regeln des Vorkrieges „[i]n Ton, in Stein eingraben, überliefern“.

Selbstverständlich kann bei weitem nicht alles, was die Friedensforschung denkt und schreibt und tut, als revolutionär, als Kritisch mit großem „K“, bezeichnet werden. Als akademisches Fach erwachsen und mehr oder weniger normalisiert (ge-)worden zu sein heißt auch, sich mit den ihrer eigenen Institutionalisierung zuzuschreibenden Anteilen an der „organisierten Friedlosigkeit“ (Senghaas 1969) der Welt sowie mit der reaktionären Institution Universität mehr oder weniger arrangiert zu haben. Dieses Arrangement bedeutet jedoch nicht notwendigerweise

vorausseilende und kritiklose Assimilation. Und ebenso wenig muss aus dem oben beschriebenen multiplen Unbehagen kollektive Resignation oder ein als individuelles Scheitern missverstandenes Verlassen des Feldes resultieren. Die auch kognitiv und intellektuell nicht zu leugnende, weil oft deutlich körperlich, affektiv und emotional spürbare Ambivalenz der epistemischen, sozialen und politischen Verortung kritischer Friedensforschung kann auch Ausgangspunkt für Widerständigkeit und Widerspenstigkeit sein, für Resistenz und Renitenz statt Resilienz. Im Gegensatz zur Ambiguität geht es bei genannter Ambivalenz nicht um eine Mehrdeutigkeit von Optionen, aus denen wir je nach Forschungsagenda frei wählen können. Ambivalenz verweist auf die Unauflösbarkeit von Widersprüchen, die Zygmunt Bauman (1991: 3-4) als ein unvermeidbares Nebenprodukt eines der zentralen Mechanismen der Moderne versteht, nämlich des vermeintlich stets eindeutigen Klassifizierens und Hierarchisierens, das der Wissenschaft sowohl inhaltlich als auch organisatorisch und habituell zutiefst inhärent ist. Resilienz mag immunisieren gegen die Zumutungen des beständigen Klassifiziert- und Hierarchisiertwerdens. Renitenz lässt innehalten, schafft Distanz und Gelegenheit, um über die Zustände und Zumutungen, die uns erschöpfen und entmutigen, anders als gewohnt nachzudenken. Resistenz sucht nach Verbündeten sowie nach Wegen, die Regeln des Klassifizierens und Hierarchisierens kollaborativ und kooperativ zu verändern.

Was insbesondere Messmanns (1984) friedensbildungspolitische Relektüre von Wolfs *Kassandra* aufwirft, in der er deren Wahnsinn und schließlich Scheitern auf das Fehlen einer Widerstandsbewegung zurückführt, ist die, heute noch stärker als damals (der Text stammt, wie jener von Wolf, mitten aus dem Kalten Krieg), festzustellende Abkoppelung der Friedensforschung von sozialen Bewegungen wie der Friedensbewegung, aus denen sie, vergleichbar mit den Gender Studies (aus der Frauenbewegung), der Sozialen Ökologie und Klimaforschung (aus der Umweltbewegung) oder den *Postcolonial Studies* (aus dem antikolonialen Widerstand), einst hervorgegangen ist. Auch das ist eine Ambivalenz, die das Feld in sich trägt und mit der es sich auseinanderzusetzen hat, analytisch ebenso wie politisch, wenn es die aus gutem Grund schon in ihren Gründungsjahren postulierte Normativität kritischer Friedensforschung nicht weiter aus dem Blick verlieren will (Jaberg 2009). Von dieser Ambivalenz und Normativität kann auch in höchst beharrenden Systemen wie jenem der Universität Transformation ausgehen – vorausgesetzt, man ist dabei nicht allein, sondern weiß, wo man Gleichgesinnte und potenzielle Verbündete findet: Jene unverzichtbaren Gefähr:innen, die *Kassandra* erst (zu) spät aufgesucht hat, weil die Ignoranz privilegierter Herkunft sie nicht erkennen

hat lassen, dass es gerade auch außerhalb der eigenen Klasse und des eigenen Umfeldes Allianzen zu bilden gilt (Brunner 2015: 32). Die am Rande der trojanischen Gesellschaft, in deren unattraktiven Vororten vor dem Licht der Öffentlichkeit verborgenen Frauen auf dem mythischen Berg Ida, bei denen Cassandra in Zeiten der Not Zuflucht gesucht und strategischen Rat gefunden hat, um sich dann doch wieder ganz allein den auf sie wartenden Herausforderungen zu stellen, sind im Zuge der akademischen Professionalisierung der Friedensforschung aus deren sozialem und politischem Umfeld verschwunden. Nicht jedoch aus ihrem Blickfeld: Dort tauchen subalternisierte, marginalisierte und in der Alltäglichkeit von Gewalt und Krieg gefangene Menschen zumeist als begehrte Forschungsobjekte auf, nur selten hingegen als die eigene Forschungsagenda mitbestimmende Subjekte – sei es in fernen Kriegsgebieten oder in der eigenen Gesellschaft.

Kann es sein, dass die Friedensforschung, selbst in ihren herrschaftskritischen Existenzformen, nicht weitsichtig oder mutig genug ist, um diese Akteur:innen zu sehen und sich mit ihnen zu verbünden, während man ihre Ausgrenzung immer professioneller zu analysieren gelernt hat? Oder ist die mehr oder weniger disziplinierte Disziplin für die Erfahrungen und Weisheiten der Bewohner:innen von Kassandras Berg Ida zunehmend unempfänglich geworden, weil sie so sehr mit dem Unbehagen ihrer eigenen, zugleich privilegierten und prekarisierten, Verortung auf dem Weg in Professionalisierung, Anerkennung und (Selbst)Wirksamkeit beschäftigt ist? Hätte Kassandras mythisches und literarisches Schicksal einen anderen Lauf genommen, wenn sie die marginalisierten und widerspenstigen Zeitgenoss:innen ihrer Gesellschaft früher aufgesucht hätte, um noch mehr von ihnen zu lernen, und wenn sie ihren Weg durch Trojas Konfliktgeschichte nicht allein, sondern gemeinsam mit ihnen weiter beschritten hätte? Auf welche Privilegien hätte sie verzichten müssen und was hätte sie damit gewonnen? Und unter welchen Bedingungen wären diese auch bei Wolf weitgehend namenlos bleibenden Akteur:innen überhaupt bereit gewesen, Kassandras Weg mitzugehen?

6. Decolonizing the University?

Auf den Schultern antiimperialistischer, anti- und postkolonialer, feministischer und marxistischer Positionen fordern dekoloniale Perspektiven seit einigen Jahren eine umfassende Dekolonisierung der Wissenschaften und ihrer Institutionen, ihrer Theorien, Epistemologien, Methodologien, Methoden und auch ihrer organisationalen Alltagsroutinen. Rolando Vázquez

(2011: 29) erinnert zu Recht daran, dass wir als Akademiker:innen angesichts des anhaltenden Zustandes einer tief in sozialen, politischen und epistemischen Rahmenbedingungen verwurzelten Kolonialität nicht jenseits des „epistemischen Territoriums der Moderne“ agieren – und auch nicht denken – können. Und Eve Tuck und K. Wayn Yang (2012) warnen davor, dass der radikale und notwendige Prozess einer umfassenden politischen, sozialen und nicht zuletzt auch epistemischen Dekolonisierung nicht zur Metapher verkommen darf, sondern immer auch handfeste territoriale und ökonomische Aspekte umfasst. Die Perspektive einer Dekolonisierung von Wissen(-schaft) und Universität stellt einen ebenso anspruchsvollen wie potenziell folgenreichen Versuch dar, gangbare Wege aus dem hier diskutierten Unbehagen mit den (Un-)Möglichkeitenbedingungen herrschaftskritischer Wissenschaft zu suchen und einen ermächtigenden und zugleich hegemonie(selbst)kritischen Umgang mit systemischen und persönlichen Ambivalenzen zu finden. Kanonisierte euro- und androzentrische Erkenntnistheorie, und sei das „K“ in ihrem kritischen Selbstverständnis noch so groß, die Universalität im Sinne der Moderne beansprucht, während sie auf ein ganz bestimmtes, idealisiertes, seiner sozialen und leiblichen Verbundenheit entledigtes Subjekt fokussiert, wird an der Konstitution der Universität keine substantziellen systemischen Veränderungen bewirken. Ganz im Gegenteil ist diese Epistemologie sogar an der Aufrechterhaltung und Unsichtbarmachung ihrer herrschaftsstabilisierenden Fundamente beteiligt. Es braucht ein an globalen Verwerfungen und Auseinandersetzungen orientiertes Verständnis von einer sozialen Epistemologie der kolonialen Moderne, auf deren Territorium beständiger und, wenig überraschend, vor allem stets umkämpfter Wandel stattfinden kann.

An diesem Wandel hat auch kritische Friedensforschung sich aktiv zu beteiligen, indem sie ihr mühsam errungenes Privileg der institutionellen akademischen Verortung, und sei es noch so ambivalent, nutzt und zugleich zu verlernen beginnt. In gebotener Bescheidenheit gegenüber und Solidarität mit tatsächlichen Revolutionen, die weiterhin anderswo stattfinden, gilt es weiter an herrschaftskritischen Ideen auch innerhalb der reaktionären Institution zu arbeiten, diese in ihrer potenziellen Widersprüchlichkeit ausdifferenzieren, gemeinsam mit Akteur:innen außerhalb des akademischen Binnenraums weiterzuentwickeln und auch weiterzugeben. Diese Weitergabe der Regeln des Vorkrieges, nach denen Cassandra sucht, darf aber nicht als Einbahnstraße von Expert:innen hin zu Wissensempfänger:innen missverstanden werden. Das käme lediglich einer humanistischen Fortsetzung der einst kolonialen *mission civilisatrice* gleich. Gayatri Chakravorty Spivak spricht von einem „rearranging desires at both ends of the spectrum“ (zit. nach Heinemann 2019: 36)

und meint damit, dass emanzipatorische Wissensarbeit, etwa an den Universitäten, und die Kämpfe sozialer Bewegungen einander nicht ausschließen müssen, sondern solidarisch und (selbst)kritisch aufeinander Bezug nehmen und voneinander lernen sollen. Dabei gilt es, in der Haltung einer von Gabriele Dietze so genannten Hegemonie(selbst-)kritik (Dietze 2008; Brunner 2017), nicht nur isolierte ‚aha-Momente‘ zu ermöglichen (Çapan/Garbe/Zöhrer 2020: 82), die unsere akademisch konventionalisierten Denk-, Sprech- und Handlungsräume subversiv auszudehnen und auf den Kopf zu stellen vermögen. Das Verlernen zu lernen und/oder Privilegien abzugeben und sie zugleich zu nutzen (Heinemann/Castro Varela 2016) gehört zum Prozess des Dekolonisierens von Welt und Wissen notwendigerweise dazu, wenn wir über den Raum der Universität und die Geschichte akademischer Selbstverständlichkeiten reflektieren – und ersteren auch verändern wollen.

Die Universität zu dekolonisieren umfasst dementsprechend mehrere Dimensionen: Es geht dabei um ein Um-Denken, das Kolonialismus, Imperialismus und Rassismus nicht lediglich als empirische Gegenstände ernst- und wahrnimmt (Bhambra/Gebrial/Nişancıoğlu 2018: 2), sondern auch den darauf basierenden Eurozentrismus und Okzidentalismus (Coronil 1996), Androzentrismus wie auch Heteronormativität (Lugones 2007) als konstitutiv dafür versteht, was wir auf welche Weisen über die Welt (nicht) wissen – und wie sie diesem Wissen entsprechend gestaltet und organisiert ist oder auch (nicht) verändert werden kann. Ausgehend vom Befund einer anhaltenden Kolonialität der Moderne (Quintero/Garbe 2013) ist die Universität selbst nicht primär als Ort der Aufklärung und des Fortschritts zu begreifen, sondern vor allem als Verdichtungspunkt des europäischen kolonialen Projekts. Die diesem Projekt zugrunde gelegte Epistemologie der kolonialen Moderne sowie die mit ihr einhergehenden Methoden, Theorien und Praktiken wurden an diesem spezifischen sozialen Ort erfunden, ausgelotet, institutionalisiert, naturalisiert und nicht zuletzt universalisiert (Bhambra/Gebrial/Nişancıoğlu 2018: 5). Bereits vor 50 Jahren thematisierte etwa Johan Galtung (1971) den zentralen Stellenwert, den eine nach hierarchischem Nord-Süd-Gefälle organisierte wissenschaftliche Arbeitsteilung für die Funktionalität des Imperialismus hat, und zwar in ökonomischer und politischer Hinsicht ebenso wie in epistemischer und sozialer. Diese Erkenntnis muss auch für die Friedensforschung selbst gelten. Für die an Gewalt(freiheit) in besonderem Maße interessierte Disziplin bedeutet dieser Perspektivenwechsel, anzuerkennen, dass die reaktionäre Institution, zu der sich das vergleichsweise junge Fach erst in den vergangenen Jahrzehnten und in zähem (wissenschafts-)politischen und (inter-)disziplinären Ringen Zutritt verschafft hat, nicht vorrangig

einen Ort der Befreiung von Herrschaft und Gewalt darstellt. Sie ist auch ein Ort der Ausdifferenzierung, Klassifizierung und Normalisierung von Gewalt in den unzähligen Ausprägungen ihrer Durchsetzung (Brunner 2020).

Die Implementierung von Bildungseinrichtungen nach europäischem Modell in den (ehemaligen) Kolonien und Territorien ist vielleicht die am deutlichsten erkennbare Verkörperung epistemischer Gewalt, die viele Formen annehmen kann und vor allem mit vielen anderen Formen von Gewalt verschränkt ist. Jüngste Debatten über sogenannte *residential schools* in Kanada (The Canadian Encyclopedia 2020), in denen die Kinder indigener Familien von den europäischen Kolonisator:innen nicht nur vermeintlich zivilisiert und ‚umerzogen‘, sondern in kirchlich-staatlich akkordiertem Stillschweigen fahrlässig getötet und ermordet wurden, zeugen davon. Eurozentrisches Wissen wurde über 500 Jahre hinweg weltweit verbreitet und hat andere Kosmologien auch brutal und physisch verschwinden lassen, wofür Boaventura de Sousa Santos (2014) den Begriff des *Epistemizids* geprägt hat. Die Kolonialität der Wissenschaften geht jedoch über die konkrete Bereitstellung von Vernichtungswissen, beziehungsweise die legitimierende Funktion akademischer Expertise für Gewaltanwendung im Herrschaftsdienst, weit hinaus. William Jamal Richardson (2018: 13) spricht vom „imperialen Unbewussten“ genuin eurozentrischer Wissenschaften. Als „undone science“ (Richardson 2018: 13) bezeichnet er die über Jahrhunderte hinweg nicht erfolgte Erforschung und Problematisierung all jener Formen physischer und ökonomischer Gewalt, die von und mit den Wissenschaften weltweit ausgeübt wurde und wird. Bis heute ist diese Gewalt im Wissenschaftssystem selbst strukturell verankert, in seinen Epistemologien und Theorien, Methodologien und Methoden, Organisationsweisen und Arbeitskulturen – bis hinein in die von dekolonialen Theoretiker:innen so genannte imperiale Seinsweise der meisten ihrer Angehörigen (Dussel 2013; Grosfoguel 2013; Maldonado-Torres 2007).

Von diesen und verwandten, durchaus kontroversen und auch widersprüchlichen Debatten und Strömungen, in denen eine Vielzahl von kritischen Stimmen darum bemüht ist, die Regeln des kolonialen Vorkriegs und der anhaltenden Kolonialität von Macht, Wissen und Sein ausfindig und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, kann und sollte auch die Friedensforschung lernen. Die Funktion der Universität und der Wissenschaft in diesem Gefüge einer hegemonieselbstkritischen Betrachtung zu unterwerfen, ist eine zentrale Aufgabe innerhalb der Identifizierung dieser von Wolf so genannten Regeln des Vorkriegs, in dem sich die Welt gewissermaßen stets befindet, auch wenn dies nicht überall gleichermaßen zu spüren und zu sehen ist. Kritische Friedensforschung hat

aus ihrem anhaltenden Dilemma zwischen Privilegierung und Marginalisierung immerhin eine bescheidene wissenschaftliche Karriere entwickelt und dabei Räume des Sagbaren und der potenziellen Wirksamkeit eröffnet. Diese stets vor dem Verschwinden und der Vereinnahmung bedrohten Räume des Widersprechens weiter offen zu halten und zu erweitern bleibt eine zentrale Aufgabe und Herausforderung für kritische Wissenschaften. Wir sind aufgerufen, dieses Privileg zu nutzen und zugleich zu verlernen. Dabei müssen wir verstehen und vor allem auch jenseits unserer geschützten Räume kommunizieren, dass das auf einem anstrengenden Weg erfahrene Unbehagen kein Einzelschicksal ist und die damit einhergehende Erschöpfung kein persönliches Defizit. Diese persönlichen Erfahrungen sind systemimmanente und herrschaftsstabilisierende Effekte eines größeren politischen und systemischen Widerspruchs in all seiner Widersprüchlichkeit. Resilienz mag helfen, diesen Zustand noch eine Zeit lang auszuhalten. Mehr Renitenz und Resistenz sind vonnöten, um ihn zu transformieren. Das wird keinesfalls allein zu schaffen sein.⁵

Literatur

- Adloff, Frank* 2015: Immer im Takt bleiben? Zu einer konvivialistischen Affektpolitik, in: Adloff, Frank/Heins, Volker M. (Hrsg.): Konvivialismus. Eine Debatte, Bielefeld, 71-83.
- Bauman, Zygmunt* 1991: *Modernity and Ambivalence*, Cambridge.
- Bhambra, Gurinder K./Gebrial, Dalia/Nişancioğlu, Kerem* (Hrsg.) 2018: *Decolonizing the University*, London.
- Bourdieu, Pierre* 2001: *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*, Frankfurt a.M.
- Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc* 1996: *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt a.M.
- von Braun, Christina* 2010: „An sich ist das natürlich kein Zustand“, in: Heissenberger, Stefan/Mark, Viola/Schramm, Susanne/Sniesko, Peter/Süß, Rahel Sophia (Hrsg.): *Uni brennt. Grundsätzliches Kritisches Atmosphärisches*, Wien, 154-156.
- Brunner, Claudia* 2015: *Kassandras Dilemma. Oder: Was kann Friedens- und Konfliktforschung?* Augsburger Universitätsreden Nr. 70, in: https://assets.uni-augsburg.de/media/filer_public/0e/5e/0e5e577a-932a-4385-9dbe-b3ad2ab2b945/ur_70_brunner_fukf.pdf; 24.03.2022.
- Brunner, Claudia* 2017: Von Selbstreflexion zu Hegemonieselbstkritik, in: *Sicherheit + Frieden* 35: 4, 196-201.

⁵ Für kritische Lektüren von und Kommentare zu früheren Versionen dieses Texts danke ich herzlich Michaela Zöhrer, Rebecca Gulowski, Sonja John, Daniela Döring, Levke Harders und Helmut Krieger, für punktgenaues und umsichtiges Lektorat den beiden Herausgeberinnen sowie David Scheuing. Dass nicht alle Widersprüche meiner Argumentation durch die solidarische und kollegiale Zusammenarbeit aufgelöst werden konnten, liegt selbstverständlich in der Verantwortung der Autorin – und nicht zuletzt an der hier thematisierten, genuinen Ambivalenz der Position kritischer (Friedens-)Forschung an der Institution Universität.

- Brunner, Claudia* 2020: Epistemische Gewalt. Wissen und Herrschaft in der kolonialen Moderne, Bielefeld.
- Çapan, Zeynep Gülşah/Garbe, Sebastian/Zöhrer, Michaela* 2020: How Do We Teach the World? In: *Acta Academica. Critical Views on Society, Culture and Politics* 52: 1, 76-88.
- Collins, Patricia Hill* 1986: Learning from the Outsider Within: The Sociological Significance of Black Feminist Thought, in: *Social Problems* 33: 6, 14-32.
- Coronil, Fernando* 1996: Beyond Occidentalism. Toward Nonimperial Geohistorical Categories, in: *Cultural Anthropology* 11: 1, 51-87.
- Dietze, Gabriele* 2008: Intersektionalität und Hegemonie(selbst)kritik, in: Gippert, Wolfgang/Götte, Petra/Kleinau, Elke (Hrsg.): *Transkulturalität. Gender- und bildungshistorische Perspektiven*, Bielefeld, 27-43.
- Dussel, Enrique* 2013: *Der Gegendiskurs der Moderne. Kölner Vorlesungen*, Wien.
- Galtung, Johan* 1971: A Structural Theory of Imperialism, in: *Journal of Peace Research* 8: 2, 81-117.
- Gill, Rosalind* 2018: Beyond Individualism. The Psychosocial Life of the Neoliberal University, in: Spooner, Marc/McNinch, James (Hrsg.): *Dissident Knowledge in Higher Education*, Regina, 193-216.
- Grosfoguel, Ramón* 2013: The Structure of Knowledge in Westernized Universities. Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century, in: *Human Architecture. Journal of the Sociology of Self-Knowledge* XI: 1, 73-90.
- Hamati-Ataya, Inanna* 2016: IR, the University, and the (Re)Production of Order: Between Perversions of Agency and Duties of Subversion, in: *International Studies Review* 18: 2, 333-365.
- Heinemann, Alisha M. B.* 2019: Gayatri Spivak and Adult Education. Rearranging Desires at both Ends of the Spectrum, in: *Postcolonial Directions in Education* 8: 1, 36-60.
- Heinemann, Alisha M. B./Castro Varela, María do Mar* 2016: Ambivalente Erbschaften. Verlernen erlernen! In: *Zwischenräume* 10, 1-6.
- Heissenberger, Stefan/Mark, Viola/Schramm, Susanne/Sniesko, Peter/Süß, Rahel Sophia* (Hrsg.): *Uni brennt. Grundsätzliches Kritisches Atmosphärisches*, Wien.
- Jaberg, Sabine* 2009: Vom Unbehagen am Normverlust zum Unbehagen mit der Norm? Zu einem fundamentalen Problem der neueren Friedensforschung, *Hamburger Beiträge zu Friedensforschung und Sicherheitspolitik* 152, Hamburg.
- Jaberg, Sabine* 2011: Friedensforschung, in: Gießmann, Hans J./Rinke, Bernhard (Hrsg.): *Handbuch Frieden*, Wiesbaden, 53-69.
- Lind, Gerald* 2016: Vom Unbehagen in der Universität und der Subversion akademischer Herrschaft, in: Lind, Gerald/Pany, Doris (Hrsg.): *Ambivalenzraum Universität*, Berlin, 19-29.
- Lind, Gerald/Pany, Doris* (Hrsg.) 2016: *Ambivalenzraum Universität*, Berlin.
- Lugones, María* 2007: Heterosexualism and the Colonial/Modern Gender System, in: *Hypatia* 22: 1, 186-209.
- Maldonado-Torres, Nelson* 2007: On the Coloniality of Being. Contributions to the Development of a Concept, in: *Cultural Studies* 21: 2-3, 240-270.

- Messmann, Alfred* 1984: *Kassandra oder: Neuzeitliche Deutung der Eingeweide des troianischen Pferdes. Skizze zur Bedeutung der Bildung für die Erreichung und Sicherstellung des Friedens (Thesen)*, in: Heitkämper, Peter (Hrsg.): *Neue Akzente der Friedenspädagogik*, Münster, 64-81.
- Quintero, Pablo/Garbe, Sebastian* (Hrsg.) 2013: *Kolonialität der Macht. De/Koloniale Konflikte: zwischen Theorie und Praxis*, Münster.
- Ribolits, Erich* 2010: *Bildung – Kampfbegriff oder Pathosformel?* In: Heissenberger, Stefan/Mark, Viola/Schramm, Susanne/Sniesko, Peter/Süß, Rahel Sophia (Hrsg.): *Uni brennt. Grundsätzliches – Kritisches – Atmosphärisches*, Wien, 51-57.
- Richardson, William Jamal* 2018: *Understanding Eurocentrism as a Structural Problem of Undone Science*, in: Bhambra, Gurminder K./Gebrial, Dalia/Nişancıoğlu, Kerem (Hrsg.): *Decolonizing the University*, London, 231-247.
- Rungius, Charlotte/Schneider, Elke/Weller, Christoph* 2018: *Resilienz - Macht - Hoffnung: Der Resilienzbegriff als diskursive Verarbeitung einer verunsichernden Moderne*, in: Karidi, Maria/Schneider, Martin/Gutwald, Rebecca (Hrsg.): *Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation*, Wiesbaden, 33-59.
- Santos, Boaventura de Sousa* 2014: *Epistemologies of the South. Justice against Epistemicide*, Boulder.
- Schönpflug, Karin* 2010: *Universität – Unerhört(e) – Utopien*, in: Heissenberger, Stefan/Mark, Viola/Schramm, Susanne/Sniesko, Peter/Süß, Rahel Sophia (Hrsg.): *Uni brennt. Grundsätzliches Kritisches Atmosphärisches*, Wien, 37-47.
- Senghaas, Dieter* 1969: *Abschreckung und Frieden. Studien zur Kritik organisierter Friedlosigkeit*, Frankfurt a.M.
- Spooner, Marc/McNinch, James* 2018: *Introduction*, in: dies. (Hrsg.): *Dissident Knowledge in Higher Education*, Regina, XIII-XXII.
- The Canadian Encyclopedia* 2020: *Residential Schools in Canada. Interactive Map*, in: <https://www.thecanadianencyclopedia.ca/en/article/residential-schools-in-canada-interactive-map>, 11.6.2021.
- Tuck, Eve/Yang, K. Wayne* 2012: *Decolonization is not a Metaphor*, in: *Decolonization. Indigeneity, Education & Society* 1: 1, 1-40.
- Vázquez, Rolando* 2011: *Translation as Erasure. Thoughts on Modernity's Epistemic Violence*, in: *Journal of Historical Sociology* 24: 1, 27-44.
- Wolf, Christa* 1983: *Kassandra*, Darmstadt.